FESTREDE

IM NAMEN

DER

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT

ZUR

AKADEMISCHEN PREISVERTEILUNG

AM 5. JUNI 1907

GEHALTEN

VON

EDWARD SCHRÖDER.

Die deutschen Personennamen.

GÖTTINGEN 1907.

DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI

(W. FR. KÄSTNER).

Hochansehnliche Versammlung!

In dem unendlichen Reichtum der Kulturziele und der Völkerschicksale, den unsere Zeit dem denkenden Betrachter darbietet, drängen sich als merkwürdige Gegensätze immer wieder auf Kosmopolitismus und Nationalismus: das Streben, die geistig hochstehenden Völker im Besitz und Austausch aller Gaben des geistigen und wirtschaftlichen Fortschritts zu vereinen, und das leidenschaftliche Ringen der Volksindividualitäten um Anerkennung ihrer Eigenart und um einen festen Platz im Gewoge der Weltgeschichte. Es ist kein Gegensatz von heute, aber er ist erst seit den Tagen der französischen Revolution in die Erscheinung getreten und nicht immer gleich augenfällig gewesen. Noch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hat weder ein deutsches Volkstum noch ein Ideal der Völkerverbrüderung gekannt — und doch ist es eine falsche Vorstellung, die da glaubt, nach dem ersten Rausch, den die Revolution auch in Deutschland hervorgerufen, habe sich das deutsche Nationalbewußtsein im Kampfe gegen Napoleon und allein durch diesen heiligen Kampf entwickelt. Der Hinweis auf die Wissenschaft und die Weltanschauung Herders allein genügt, um diesen kindlichen Traum zu zerstören. An Herder und Jacob Grimm, an der Dichtung der Romantiker und an den Flammen des Wartburgfestes aber hat sich auch das heilige Feuer der Slaven entzündet, Nationalitäten die uns heute in offener Fehde oder in feindseligem Mißtrauen gegenüberstehen, verdanken ihren Glauben an sich und einen Teil ihrer Waffen der deutschen Litteratur und dem Zeughaus der deutschen Wissenschaft. An dem Gegensatz zwischen Nord- und Südfranzosen, zwischen Katalanen und Kastilianern hat die Lebensarbeit von Friedrich Diez ihren bedeutungsvollen Anteil — ohne die Grammatica Celtica unseres Kaspar Zeuß gäb es heute schwerlich eine

nationale keltische Bewegung. Völker die bis ins 19. Jahrhundert hinein keinen Anteil an der Weltgeschichte besaßen oder diesen Anteil scheinbar verwürkt hatten, Zwergnationen deren Schicksal dem Zeitalter der Aufklärung unweigerlich besiegelt schien, werden heute nicht müde, uns ihre Existenz laut und oft lärmend zum Bewußtsein zu bringen.

Wenn dies Wiedererwachen, diese wunderbare Lebenskraft der Volksindividualität gegenüber aller bewußten Arbeit und aller unbewußten Förderung des Ausgleichs der Kultur schon ein großes Problem ist, ein Problem das uns Philologen ganz besonders angeht, weil wir hier einen fast staunenswerten Zusammenhang zwischen der Arbeit des Gelehrten und den Geschicken der Völker erblicken, so ist es recht eigentlich unsere höchste Aufgabe, die Entstehung der Nationalitäten zu ergründen und die geistigen Elemente und Phänomene, mit denen sie in die Weltgeschichte eintreten, möglichst scharf herauszustellen.

Die Geschichte der Nationalitäten ist die Aufgabe der historischen Forschung, nicht die Geschichte der Racen! Die historische Wissenschaft kann ihre Arbeit ruhig leisten, ohne abzuwarten, was ihr die Anthropologie einmal zur Geschichte der Racen darbieten wird. Es ist keine Vertiefung, sondern eine Verwirrung der Probleme, wenn man uns neuerdings von mehr als einer Seite, mit dem ganzen Einsatz: hier von sittlicher Energie, dort von unbedenklicher, erfolggieriger Beredsamkeit die Racenfrage dazwischen geschoben hat.

Wenn ich von der Entstehung der Nationalität als einem hohen Ziele der philologisch-historischen Wissenschaft spreche, so denk ich natürlich nicht an ein geheimnisvolles Mysterium der Geburtsstunde, das es zu entschleiern gelte, sondern nur an die Aufhellung eines Jugendzustands, jener kraftvollen Kindheit, die noch keinen Anteil an den Weltgeschicken beansprucht, aber ahnungsvoll auf der Schwelle steht, die zur weiten Arena der Weltgeschichte führt.

Die Geschichte der Germanen beginnt mit dem Zuge der Kimbern und Teutonen: im Gefolge der großen Keltenbewegung sind germanische Völker in die Weltgeschichte eingetreten, die für uns rund 2000 Jahre umspannt. Von da ab bis zum Abschluß der Völkerwanderung besitzen wir eine reiche Fülle von Berichten und Zeugnissen der antiken Autoren, die uns zahlreiche Volks- und Stammesindividualitäten mit wechselnder Schärfe scheiden lassen und aus ihnen nicht wenige bedeutende Persönlichkeiten herausheben, welche

die Geistesgaben, Tugenden und Laster unserer Vorfahren in individueller Ausprägung und Steigerung vorführen.

Der politische Historiker pflegt sich im allgemeinen mit diesen litterarischen Quellen, zu denen etwa noch die ältesten Erzeugnisse nationaler Geschichtsforschung und Rechtsbildung hinzutreten, zu begnügen und abzufinden: wie verschieden das Bild ausfallen kann, das sie ermöglichen, zeigt sich, wenn wir etwa die Forschung und Dichtung Felix Dahns vergleichen mit der grotesken Skizze der alten Germanen, welche Otto Seeck seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt einverleibt hat, und nach der im Grunde an unsern Altvordern nicht viel mehr gutes übrig bleibt, als eine in ihrem Werte höchst zweifelhafte Empfänglichkeit für fremde Kultureinflüsse.

Dem gegenüber sind die deutschen Philologen seit Jacob Grimm bemüht gewesen, ihr eigenstes Arbeitsgebiet, die Sprache und die Sprachquellen, in den Dienst der historischen Forschung zu stellen, und dies Streben hat seine höchste Anspannung erreicht in dem Versuche Wilhelm Scherers, die Sprache selbst bis in ihre intimsten Elemente, bis in den Accent und die Lautgestaltung hinein, für die Entstehung der Nation und obendrein zum Aufbau einer nationalen Ethik zu verwerten. Wir müssen heute gestehn, daß dies Ziel zu hoch gesteckt war: die Sprachwissenschaft hat uns gelehrt, warum der enthusiastische Gelehrte bei allem Aufgebot des Scharfsinnes scheitern mußte. Die Sprache ist und bleibt eines der allerwertvollsten Dokumente des Volkscharakters — wer wollte das heute angesichts des Englischen und Französischen bestreiten, wenn er für das Deutsche nicht unbefangen genug ist? — aber sie ist es in unvergleichlich viel höherem Maße auf den spätern Stufen der Entwickelung, als in ihren Anfängen. Nicht die konstruktiven Elemente sind das hervorragend charakteristische — im Hinblick auf das Englische könnte man fast in übertreibender Umkehr die destruktiven hervorheben! — sondern in weit höherem Maße die fortgeschrittenen Bildungen, die kompliciertere Wort- und Satzbildung.

Unter den sprachlichen Denkmälern speciell der Germanen ragt nun aber durch den doppelten Reichtum der Produktion und der Ueberlieferung eine Gruppe hervor, die Eigennamen. An ihrer Formenpracht, ihrer Ausdrucksfülle und ihrer schier unerschöpflichen Zahl haben sich die Gelehrten und die Laien von jeher begeistert, schon das 16. und 17. Jahrhundert gefielen sich darin, sie nachzubilden und umzudeuten, die Zeit des Rokoko drängte den Geschmack zurück, den das Barock gelegentlich zur Groteske

gesteigert hatte, aber die germanistische Wissenschaft brach einer neuen Bewunderung Bahn und erschloß die Anfänge eines historischen Verständnisses. Ueber diese Anfänge sind wir freilich bis heute nicht weit hinaus gekommen, die Fortschritte, die erzielt worden sind, lassen sich leicht unter wenige Punkte zusammenfassen.

Jacob Grimm selbst erkannte rasch, daß die überwiegende Masse der germanischen Eigennamen Komposita aus zwei nominalen Elementen seien, und er las aus ihnen eine Fülle von Hinweisen auf die Mythologie, den alten Götterglauben und die poetische Naturanschauung der alten Germanen heraus, ja er übertrieb diese Tendenz, und andere sind ihm gefolgt, indem sie jeden alten Namen als sinnvoll und oft die unsinnigsten als tiefsinnig zu deuten suchten. Müllenhoff bewies, daß der poetische Charakter unserer Eigennamen nicht nur in den zu Grunde liegenden Anschauungen begründet ist, sondern auch sprachlich in der Auswahl der Namenwörter zur Erscheinung kommt. Strackerjan in Oldenburg, Stark in Wien, Steub in München stellten das Princip der Koseformenbildung in der Hauptsache richtig fest, gingen aber gleichmäßig darin zu weit, daß sie alle einfachen Namen ohne weiteres für jünger und für Kürzungen aus den vollen Formen erklärten. Andere haben dem gegenüber betont, daß zum mindesten eine kleine Gruppe einfacher Eigennamen als uralt angesehen werden müsse, und daß sich unter diesen Bildungen befinden, die bis in die Zeit des Aufkommens der Familiennamen, d. h. bis in den Ausgang des Mittelalters, teils durch Tradition forterben, teils aus den gleichen Anschauungen und dem gleichen Schaffenstriebe heraus erneuert werden. Wenn z. B. in der Geschichte der Wandalen, die von Wisumer über Godegisel, Genserich, Hunerich bis zu Gelimer eine Fülle schöner Namenkomposita aufweisen, zwei Könige mit den Namen Raus und Raptus vorkommen, so hat man diese höchst einleuchtend als 'Rohr' und 'Balken' gedeutet, Zunamen welche möglicher Weise die feierlichen Vollnamen der Fürsten aus dem Gebrauche verdrängt haben. Und gerade auch unter diesen einfachen Namen befinden sich Metonyma, denen eine poetische Naturauffassung zu Grunde liegt: die Frauennamen Garda (nordisch Gerđ) und Gisila bezeichnen wahrscheinlich die junge Pflanze, den Schößling, und sind nicht gekürzt aus Kompositis, in denen die gleichen Wörter massenhafte Verwendung finden. Die Grenze zwischen dem poetischen Metonym, das ein junges schlankes Mädchen Gerte nennt, und dem derb scherzhaften, das einen kurzstämmigen Mann als Klotz bezeichnet, ist principiell nicht festzulegen.

Die Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Namenforschung liegen einmal in dem Material selbst — und dann in dem Interesse das man diesem Material entgegengebracht hat! Namendeutung, das ist durch Generationen das Ziel gewesen und wird für Laien immer die Hauptsache sein. Es konnte nicht ausbleiben, daß man diesem im Grunde unwissenschaftlichen Begehren und den halbgelehrten Bestrebungen die es förderten, schließlich mit der schroffen Erklärung gegenüber trat: Eigennamen sind überhaupt nicht übersetzbar! Daß diese Mahnung zur Askese fruchten werde, glaub ich kaum, aber wenn sich nur einige wenige zu der Forderung bekennen: Namengeschichte, nicht Namendeutung! dann wird die Wissenschaft von der Stelle rücken, dann wird man auch wieder zu der friedlichen Formel kommen können: erst Namengeschichte, Geschichte der Namenschöpfung, und dann Namendeutung, Deutung des als deutbar erkannten!

Um diese Schwierigkeiten zu erläutern, nehm ich mir einen der bekanntesten und scheinbar durchsichtigsten Namen heraus: Siegfried. Er enthält ganz unzweideutig die beiden Substantiva Sieg und Frieden; das Wort Sieg hat zu allen Zeiten ähnliches bedeutet — nicht so das Wort Friede: es wechselt und schillert in seinem Werte, es kann der rein sinnlichen Anschauung des Umhegten dienen, kann der rechtlichen, kann der sakralen Sphäre angehören, und zuletzt auch die moderne, unter Umständen ethisch gefärbte Bedeutung haben. Also schon von dieser Seite her ist der scheinbar so einfache Name mehrdeutig. Des weitern entsteht aber die Frage, welcher Art das Kompositum sei? — und darüber gibt die Form absolut keine Entscheidung. Es kann ein Kompositum der uns geläufigen Art sein, wo der erste Bestandteil in einem Kasusverhältnis zum zweiten steht, ihm untergeordnet ist — es kann aber auch eine völlige Nebenordnung der Begriffe vorliegen. Fluch und Segen, Schelte und Heilwunsch haben sich zu allen Zeiten in der Häufung verwandter Begriffe gefallen, ja sie drängen sie gern zum Kompositum zusammen: solche sog. Dvandva-Komposita sind die Scheltwörter Haderlump und Schweinehund, solche Heilwünsche stellt die Häufung der Adjektiva in Flâtberht 'schön und glänzend', der Substantiva in Gundhild, Helmgêr und vielen andern dar, eine solche kopulative Vereinigung von Sieg und Frieden kann auch Siegfried sein. Man ersieht daraus, wie verschiedene Möglichkeiten der Deutung gegeben sind: nicht etwa nur für uns Gelehrte von heute — nein, auch für die Menschen vor 2000 Jahren. Unter einem Dutzend Väter, die ihrem Sohne den Namen Siegfried gaben,

brauchen nicht zwei gewesen zu sein, die sich dabei dasselbe gedacht haben.

Ergibt sich daraus die Forderung, das Namendeuten zunächst zurückzudrängen, so ist diese Entsagung gegenüber der Fülle ernsthafter und reizvoller Aufgaben, welche das Material der Namen dem Gelehrten bietet, wahrlich leicht zu ertragen. Wir besitzen seit den letzten Zeiten der römischen Republik bis gegen das Jahr 500 hin einen Bestand von einigen hundert Namen der verschiedensten Stammeszugehörigkeit; diese Zahl mag bis etwa zum Beginn der Karolingerzeit auf 2000 anwachsen; dann aber ergießt sich über uns in zumeist ausgezeichneter Ueberlieferung eine ungeheure Fülle von Personennamen aller germanischer Stämme, ein Material das in die Zehntausende geht und das dem Laien so unbegrenzt erscheint, daß überschwängliche Germanophilen wohl gemeint haben, man könne daraus jeden Einwohner des deutschen Reiches mit einem eigenen Namen ausstatten. Die großen Sammelwerke, in denen man diese Namenmassen alphabetisch zu ordnen begonnen hat, gehn kaum über das erste Jahrtausend hinaus — es ist aber wohl zu berücksichtigen, daß in ihnen noch viele Tausende von germanischen Namen fehlen, die in spätern Urkundenbüchern und bis herab zu den Adreßbüchern der Gegenwart verzeichnet sind. Und nicht etwa nur in denen von Berlin und Wien, Amsterdam, London, Stockholm und Kopenhagen — nein auch in denen von Madrid und Neapel, Petersburg und Bukarest. Denn überall wohin die Germanen auf den Siegeszügen der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit gekommen sind, haben sie die Völker leicht zur Annahme ihrer Namengebung gebracht. Und auch aus diesen Ländern, besonders aus Frankreich, Spanien und Italien sind uns beträchtliche Massen germanischer Namen von fränkischer, burgundischer, gotischer, langobardischer Herkunft in zum Teil früher und guter Ueberlieferung aufbewahrt.

Aber der Reichtum und noch mehr die Formenschönheit insbesondere der westfränkischen Ueberlieferung stellen sich bei näherem Zusehen als eine gefährliche Täuschung heraus, eine Täuschung der sonderbarer Weise mit den Germanisten auch die Romanisten zum Opfer gefallen sind. In den schier unerschöpflichen Mancipienlisten des Polyptychon Irminonis von S. Germain und des Polyptychon Reginonis von Rheims waltet ein Schaffungstrieb, der nur in seinen Wurzeln germanisch ist, der aber längst den Bildungsgesetzen, dem Accent und dem eigenartigen Wohlklang des Vulgärlateins sich gebeugt hat. Hier sind die Grundgesetze der germanischen Namengebung zu Gunsten einer

fremdartigen Euphonie und eines beweglichen Austauschs zwischen Männer- und Frauennamen in Trümmer geschlagen. Es ist die erste Forderung einer wissenschaftlichen Namensammlung, daß sie die Geschichte der germanischen Eigennamen auf romanischem Boden zu monographischer Behandlung ausscheidet. Gerade der Respekt und die Andacht vor diesem glitzernden Talmigold hat Jacob Grimm, Förstemann und merkwürdiger Weise auch Müllenhoff von der Erkenntnis der fundamentalen Gesetze germanischer Namenbildung zurückgehalten. Daß wichtige Aufschlüsse über die ursprüngliche, vom romanischen Einfluss noch freie Namenschicht der germanischen Eroberer auch dort gewonnen werden müssen, ist klar; zunächst aber wird unsere Arbeit das auf rein germanischen Boden gewachsene und überlieferte Namengut zu bewältigen haben, unter vorsichtiger Heranziehung der ältern, mehr sporadischen Ueberlieferung durch die Römer und Griechen.

Eine eigenartige Entwickelung in mancher Beziehung bieten die Nordländer, und hier scheint die Besiedelung Islands eine wichtige Station zu bilden: die Isländer allein zeigen jenen eigentümlichen Austausch zwischen Männer- und Frauennamen in autochthoner Entwickelung, den die Germanen sonst nur unter dem Einfluß der Romanen — und vereinzelt der Griechen — vollziehen. Weit älter aber ist eine andere, gemeinnordische Besonderheit: der Verzicht auf den poetischen Charakter der Namenkomposita, die Heranziehung durchaus prosaischer Wörter zur Bildung neuer Eigennamen, der wir in Deutschland und England erst in Zeiten des ausgesprochenen Verfalles begegnen.

Den größten Gegensatz hierzu bilden die Angelsachsen. Sie haben die eigentlichen Grundprincipien der germanischen Namengebung, die scharfe Scheidung von Namen der beiden Geschlechter und den poetischen Charakter der Namenwörter mit merkwürdiger Zähigkeit festgehalten, auch in allen Neuerungen; auch die Herübernahme keltischer Wörter in den ersten Teil der componierten Namen änderte daran nichts. Die altenglischen Eigennamen stellen einer monographischen Behandlung die geringsten Schwierigkeiten entgegen, aber mit Rückschlüssen auf den germanischen Bestand oder Besitz der festländischen Angelsachsen wird man vorsichtig sein müssen. Wenn z. B. den vielen hundert fränkischen und deutschen Namen mit hraban gegenüber die reiche angelsächsische Ueberlieferung nicht ein einziges bodenständiges Exemplar aufweist, so wird man diese Namengruppe den Vorfahren der Engländer darum absprechen dürfen, weil sie auch den Gotenvölkern mangelt. Der Rabe als heiliger Vogel ist offenbar im Gefolge

des Wodencultus von den Franken zu den verschiedenen deutschen Stämmen und auch zu den Nordländern gelangt, aber erst nachdem die Angelsachsen die cimbrische Halbinsel verlassen hatten. Der gleiche Schluß auf einen ererbten Mangel ist aber schwerlich überall erlaubt, so gewiß nicht bei den Frauennamen auf -laug, die schon sehr früh gemeingermanisch waren und den Engländern verloren gegangen sind.

Wir kommen zu unserm eigensten Besitz, zu den deutschen Eigennamen, die in den Ueberlieferungen alemannischer, fränkischer, bairischer und sächsischer Klöster aus der Karolingerzeit in schier endlosen Reihen auf uns gekommen sind, ein Schatz der heut also ein Jahrtausend und darüber alt ist. Aber auch der rechten Wertung dieses Besitzes ist der Schauer der Ehrfurcht gleich hinderlich gewesen, wie die täppisch zugreifende Deutung. Die Frage, wie die Menschen der Karolingerzeit selbst zu den Namen standen, die sie und ihre Brüder und Zeitgenossen führten, hat man sich nie ernstlich vorgelegt. Das aber ist die Fundamentalfrage, denn wenn einerseits kein Zweifel besteht, daß in dieser Zeit noch immer eine Neuproduktion von Eigennamen stattfand, und anderseits festgestellt werden kann, daß auch die Gebildeten unter den Zeitgenossen mit der Zusammensetzung und Bedeutung dieser Wortbilder nicht Bescheid wußten, dann treten die Eigennamen der Karolingerzeit in ein eigentümliches Licht. Nun haben sich die gelehrten Zeitgenossen Karls des Großen lebhaft für die Etymologie der Eigennamen interessiert, von dem Fuldaer Schulmonarchen Hrabanus Maurus wie von dem Abt des Klosters S. Mihiel a. d. Maas Smaragdus besitzen wir zahlreiche Deutungen: aber wenn der eine etwa Friedrich mit 'ulciscere pacem', der andere Ratmunt mit 'consilium oris' übersetzt, so sehen wir, daß ihnen weder die Bildungsweise der Namen mehr verständlich war, noch die alten Namenwörter: Richmunt ist für Smaragdus 'potens buca'.

Diese Tatsache, die frühe Unfähigkeit auch der Höchstgebildeten die Eigennamen zu verstehn, ist aber von weittragender Wichtigkeit; denn es steht außer Zweifel, daß die Namenproduktion um diese Zeit noch lebendig fortdauert: um eben die Zeit in der unsere Ueberlieferung mächtig anschwillt. Diese Neuschaffung kann mithin nur eine mechanische gewesen sein. Ist es nun möglich, derartigen wuchernden Spätwuchs von den echten, sinnvollen Bildungen der Urzeit zu unterscheiden? Ganz und gar nicht mit Sicherheit, denn auch die völlig gedankenlosen Umstellungen und Vertauschungen der Namenwörter können schließlich ein sinnvolles Resultat haben, und sie haben es in unzähligen Fällen. Nehmen wir

ein vornehmes Elternpaar aus den Tagen des großen Karl, sie mögen Hildibrand und Gêrthrûd heißen, mit alten, schönen, leicht deutbaren Namen: 'Kampfschwert' und 'Speerkraft'. Ihnen werden zehn Kinder geboren, gleichviel Mädchen und Jungen: diese alle können sie benennen mit Namen, die durch Umstellung und Austausch der Elemente ihrer eigenen Namen gebildet sind:

Thrûdgêr	Brandhild
Hildigêr	Gêrhild
Brandgêr	Hildithrûd
Gêrbrand	Thrûdhild
Thrûdbrand	Brandthrûd.

Alle diese Namen sind derart, daß wir sie unbedenklich der alten Schicht verständnisvoller Bildungen zuweisen würden, die meisten sind auch tatsächlich früh bezeugt, und doch bedurften Herr Hildibrand und Frau Gerthrud zu ihrer Bildung absolut keines Sprachverständnisses, solches und ein wahrlich leicht erworbenes war nur nötig für die richtige Zuweisung der Namen an Knaben und Mädchen: die Namen auf gêr und brand haben ein Maskulinum und zugleich ein Waffenwort an zweiter Stelle, es sind also Männernamen, die Namen auf hild und thrûd weisen hier ein Femininum auf und erhalten dadurch ihre Bestimmung.

Während hier auch ein gedankenloses Verfahren nicht zu sinnlosen Bildungen geführt hat, liegt ein solches Resultat anderwärts klar zu Tage. Wir haben ein paar altdeutsche Wörter für das Schwingen und den Schwung des Speeres, hnôtôn und hnôt: es ist ohne weiteres verständlich, daß das Verbalsubstantivum hnôt in den Bildungen (h)Nôtgêr und Gêr(h)nôt seine gute Verwendung gefunden hat — freilich aber auch nur in diesen und allenfalls ähnlichen. Wenn aber nun auch Nôthelm und Helmnôt und ein paar Dutzend weitere gebildet worden sind, so ist das rein mechanische Verfahren offenkundig; es wird gefördert durch die Vermengung mit nôt 'necessitas', die durch einen vorübergehnden Zusammenfall der beiden Wörter im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts möglich war.

Es ist nicht zuviel gesagt wenn ich es ausspreche: schon die Menschen des karolingischen Zeitalters standen dem Sprachschatz, den ihnen ihre altüberlieferten Eigennamen darboten und mit dem sie in Neubildungen weiter wirtschafteten, mit keinem sicherern Verständnis gegenüber, als etwa Klopstock und Schiller dem Heliand oder der Evangeliendichtung Otfrids. Die Welt und die Anschauung aus der diese Namenwörter stammten, war ihnen fremd geworden mit dem Untergang der nationalen Dichtung,

deren Reste der Nachwelt zu überliefern der große Kaiser vergeblich bemüht gewesen ist. Ursprünglich war jede Namengebung Namenschöpfung gewesen, erwachsen aus einem Akt erhöhter Phantasie: der Name selbst war ein koncentrierter poetischer Heilwunsch. Darum war es die feinste Blühte des Sprachschatzes, die hier allein Verwendung fand: die Ausdrücke der religiösen und der kriegerischen Poesie — und auch diese war sakral, denn der Krieg ist den Germanen zu allen Zeiten eine heilige Sache gewesen. Tausendfach werden die Waffen des Kriegers und der Krieg selbst in diesen Bildungen genannt, aber niemals heißt es dabei mit den Ausdrücken des Werktags: Schild, Speer oder Schwert, Streit oder Werre.

Der Schild heißt Bort oder Rand, das Schwert Ecke, Isan, Brand, der Speer: Gêr, Ort, Asc (Esche) — und wenn der Helm wirklich Helm heißt, so ist eben damit der Beweis geliefert, daß dies das Wort der Dichtung ist, dem das Prosawort Hut schließlich ganz hat weichen müssen. Wir haben viele hundert Frauennamen mit den Kampfwörtern -hildi, -gundi, Männernamen mit -hadu, -badu, -wîg — aber nie begegnet die Trägerin eines Namens auf -werra, nie ein Mann mit einem Namen auf -strît, obwohl solche Bildungen morphologisch völlig einwandsfrei wären.

Es ist schlechthin erstaunlich, daß in einem nach 10000 zählenden Material sich gegen dies Grundgesetz der poetischen Wortwahl nur ganz verschwindend wenig Verstöße finden. Ich denke groß von dem ästhetischen Empfinden unserer Altvordern: im Rahmen ihrer Weltanschauung ist es gewiß sicherer gewesen, als das ihrer Nachkommen von heute — aber schließlich und trotz allem: solche Namengebung war doch zumeist Sache des Momentes, und es hat doch auch damals hin und wieder Väter von schlechtem Geschmack und Mütter von unsicherem Sprachgefühl gegeben! Die Erklärung liegt eben doch nicht in dem sicheren Takt des Einzelnen, sondern in der schützenden Kraft einer überaus starken und reichen Ueberlieferung, wie sie sich uns ja auch in dem Falle Hildibrand und Gerthrud bewährte.

Die alte, chorische, doch früh episch durchsetzte und die jüngere, rein epische Dichtung, mit deren Anschauungswelt, Sprachstil und Wortschatz die germanische Namengebung aufs engste zusammenhing, in der sie ihren Nährboden und die Grundlage ihres Verständnisses fand, war auf dem deutschen Festlande schon in den Tagen Kaiser Karls dem Untergange geweiht. Es ist zu bezweifeln, daß der hohe Herr den Namen seines Töchterleins Hrôththrûd 'Kühne Kraft' noch mit Verständnis gewählt hat, —

wenn er dies Verständnis nicht etwa der Beschäftigung mit der alten Dichtung verdankte. Ganz anders war es noch zu den Zeiten, als sein großer Vorfahr auf dem fränkischen Throne König Chlodwig seinem Kinde mit dem Namen Andoflêda 'Glück und Schönheit' auf den Lebensweg wünschte, und auch der große Theoderich, der die Jungfrau als Gattin warb, hat ihren Namen zuverlässig verstanden.

Zu den Erschütterungen, welche die germanische Namenbildung und das Verständnis der germanischen Namen zunächst auf fremdem Boden und unter fremden Einflüssen erfuhren, gesellte sich schließlich die schwerste, die ihre Eigenart am tiefgehendsten verändert hat, die Verwischung der Grenze zwischen Männer- und Frauennamen und die Anbahnung der Entwickelung dieser aus jenen, jener aus diesen.

Die ersten Anfänge dazu zeigen sich im 6. Jahrhundert bei den Ostgoten, bald darauf bei den Westgoten, ihnen folgen die Westfranken und Burgunder, spätestens im 8. Jh. greift die Verwirrung auch auf deutsches Gebiet über: während die Angelsachsen Aelfrêd und Aethelmôd als ausschließliche Männernamen bewahrt haben, sind auf dem Festland Albrât und Adelmuot für Frauen bezeugt. Die Gründe sind rein morphologischer Natur, aber sie haben sich da unwirksam gezeigt, wo das Verständnis für die Bildungsgesetze noch vorhanden war, wie bei den Angelsachsen: und hier ist es eben erhalten geblieben durch die länger andauernde Blühte des nationalen Dichtungsstiles.

Diese scharfe Scheidung von Männern und Frauen ist das charakteristische in der germanischen Namengebung der ältesten Zeit, mit ihrer Aufgabe war das System der germanischen Eigennamen völlig erschüttert. Romanische Vorgänge haben dann später das Princip der Movierungen in häßlichster Weise auf deutsche Grundwörter übertragen, so sind die Henriette, Charlotte, Friederike, Wilhelmine zu uns gekommen -- aber es ist höchst charakteristisch für germanisches Volksempfinden, wie es immer wieder die Loslösung von den Männernamen vollzieht: die Jette und Lotte haben nichts mehr mit Heinrich und Karl, die Rike, Mine nichts mehr mit Friedrich, Wilhelm gemeinsam. Und im 19. Jahrhundert haben auch die Gebildeten wieder die scharfe Abwendung von den Barock- und Rokokogebilden auf -ine und -ette vollzogen. Ob wir uns nun heute an Gerthrud und Irmgard, Hilde und Gisela, oder ob wir uns an Ruth und Eva, Ursel und Dora halten — gemeinsam ist allen diesen Namen, daß wir sie als weiblich empfinden, daß sie für unser Gefühl den Männernamen nicht immer

unverwandt, aber doch unabhängig und eigenartig gegenüberstehen, daß ihnen ein Eigenglanz und Eigenduft anhaftet, den sie nicht verlieren dürfen, und der nicht nur in einem formalen Element beruht.

Die Ausprägung des germanischen Frauenideals in den Namen ist früh erkannt worden, und Müllenhoff bereits hat das rechte Schlagwort dafür gefunden: es ist die Walküre. Das Ideal des Mannes ist der Held, vielleicht der Uebermensch, aber doch immerhin ein Mensch, das Ideal des Weibes aber hat überirdische, göttliche Züge. Es kann so nur ausgebildet sein in einer Zeit kriegerischen Lebens, und da diese Zeit weit zurückliegen muß hinter der christlichen Aera, so ergibt sich daraus für die germanische Mythologie das Alter des Walkürenglaubens, für die germanische Frühgeschichte aber eine Generationen, ja vielleicht Jahrhunderte umfassende Periode kriegerischer Betätigung: die Germanen sind eben ganz gewiß nicht erst mit dem Zuge der Kimbern und Teutonen aus dem Dunkel ihrer Wälder und der Uebung der Jagd hervorgetreten zu Kampf und Fehde. Und an diesem Leben und an diesen Idealen des Mannes erhält die Frau, wie sie uns die Eigennamen charakterisieren, ihren reichen Anteil. Sie bleibt dem Rat und dem Thing fern, aber ihr ist die heimliche, übersinnliche Weisheit vorbehalten, die durch das Wort Rûna ausgedrückt ist. Der Rechtsschutz -mund wird allein durch den Mann geübt — aber der Schutz im Kriege und auf dem Schlachtfeld kommt überirdischen Frauen zu: Hildiburg und Walburg, Hildiwara und Gundwara. Wörter von Kampf und Streit in schier unerschöpflicher Fülle schmücken sie, ja mit Vorliebe erscheinen hild und gund in Frauennamen: die Walküren sind die personificierten Schlachtgöttinnen. Und einen feinen Unterschied beobachten wir: die Männer sind nicht nur mit der Waffe geschmückt: sie werden selbst als Waffe bezeichnet, als gêr und rand, als helm und brand — niemals die Frauen: es gibt wohl eine Brünhild, aber keine Hildebrünne.

Neben diesem Grundstock kriegerischer Frauennamen beobachten wir zwei Schichten: eine ältere, die den Zusammenhang des Walkürenglaubens, ja das Hervorwachsen dieser kriegerischen Schwanjungfrauen aus dem Glauben an Wald- und Wasserfrauen bezeugt und den leuchtenden Glanz, der hunderte von germanischen Frauennamen umstrahlt, auch von Himmel und Sonne, von Blitz und Wetterleuchten leiht. Und daneben eine jüngere Schicht, in der zarteres Empfinden durchbricht, in der das junge Menschenkind etwa als die Willkommene, als erwünschte Gabe, als Gabe des Glückes bezeichnet wird. Aber freilich auch jetzt noch

fehlt den deutschen Namen jeder Hinweis auf die Blumenwelt: der Germane tritt mit einem starken und tiefen Naturempfinden vor uns hin, aber ohne Achtsamkeit auf das Kleine und Zierliche. Den Schauer seiner Wälder und Heiden, das Leuchten des Meeres und den Glanz der Schneefelder bezeugen uns auch die Eigennamen, und gerade die Namen der Frauen, aber die Blumen von Hain und Aue hat der Germane nur soweit benannt, wie er sie zu Zauber- und Heiltrank brauchte, und die zarteren Kinder des Südens hat er erst in den Villengärten der Römer und in den Klostergärten der Benedictinermönche kennen gelernt. Eine *Μυρρίνη*, *Ῥοδῶπις*, *Ἑρπύλλις*, *Ἰολάνθη*, eine Rosa und Violetta blieb dem Deutschen noch lange undenkbar — und als in der Litteratur des 12. Jahrhunderts Vergleiche wie der von der Mädchenblühte auftauchen, da merken wir deutlich an Wortlaut und Umgebung ihre Herkunft aus dem Romanischen und dem Mittellatein.

Gewiß, auch die fremden Kulturen haben bereichernd und verfeinernd auf das Frauenideal der Deutschen eingewirkt, sie haben vorübergehend die Eigenart zurückgedrängt, niemals ganz sie zu beseitigen vermocht. Wenn die Dichtung Shakespeares bei uns einen besonders günstigen Boden gefunden hat, so ist daran nicht zum kleinsten die reiche Ausgestaltung des Frauenbildes beteiligt, die hier durchaus auf dem Boden germanischer Grundanschauung verbleibt. Und aus der Dramatik Ibsens fühlen wir sogar mit heimlichem Schauer die mythischen Züge der nordgermanischen Walkürengestalt hervorleuchten.

Die deutsche Kultur und der deutsche Volksgeist hat durch die Jahrhunderte alle Einflüsse auf sich wirken lassen, die unsern Reichtum mehrten; möge er sich jetzt und allezeit widerstandsfähig zeigen gegenüber Einwürkungen, die unter dem Schilde des Kulturfortschrittes eine Verkümmerung unseres ureigensten Besitzes und eine Abflachung jener Gipfelhöhen drohen, von denen im Gesamtbilde der Menschheitskultur der Name des Deutschtums leuchtet.

Ich wende mich nunmehr zu der Hauptaufgabe dieser festlichen Stunde und verkündige das Ergebnis der akademischen Preisbewerbung:

Die von der theologischen Fakultät gestellte Preisaufgabe:

„Artikel I der Konkordienformel soll unter Vergleichung der Lehre des Flacius dargestellt und dogmatisch beurteilt werden“ hat eine Bearbeitung gefunden. Sie fußt zu wenig auf selbständigem Quellenstudium, um für den vollen Preis in Betracht kommen zu können. Doch hat sich der Verfasser durch fleißige Benutzung der Litteratur soweit in seinen Stoff vertieft, daß er ihn übersichtlich, ohne grobe Verstöße und mit Verständnis für die wichtigsten Gesichtspunkte zu entwickeln vermocht hat. Die Fakultät hat daher beschlossen, mit Bewilligung des Herrn Universitäts-Kurators dem Verfasser die Hälfte des Preises zuzuerkennen, wenn er sich bei dem Dekan meldet.

(Gemeldet hat sich der stud. theol. Albert Pommerien, z. Zt. in Dortmund.)

Als Text für die Preispredigt hatte sie Mark. 8, 34. 35, bestimmt. Es sind fünf Predigten eingeliefert. Diejenige mit dem Motto: „Ein Christenherz auf Rosen geht u. s. w.“ stellt eine nach Form und Inhalt so geringwertige Leistung dar, daß sie für eine Prämiierung von vornherein unberücksichtigt bleiben mußte. Auch die drei Predigten mit den Merkworten: „Und setzet ihr nicht das Leben ein u. s. w.“, „Im Namen Jesu“, „Alles um Liebe“, obwohl sie mit Fleiß und Ernst gearbeitet sind, auch im einzelnen manche anerkennenswerte Ansätze zu fruchtbarer homiletischer Textverwertung bekunden, lassen sowohl in methodischer wie in sachlicher Hinsicht so erhebliche Mängel erkennen, daß sie zum öffentlichen Vortrage nicht zugelassen werden konnten.

Dagegen bietet die Predigt mit dem Goethischen Worte: „Und so lang du das nicht hast, Dieses: Stirb und werde! Bist du nur ein trüber Gast Auf der dunklen Erde“ trotz einigen Unebenheiten in der Anlage und Diktion eine im ganzen erfreuliche Leistung, deren Vorzüge vor allem in eindringender Textbenutzung, in wohlgeordneter, den Regeln der Homiletik entsprechender Ausführung, sowie in einer warmen und schlichten Ausdrucksweise belegen sind. Nachdem die Predigt auch in einer würdigen Form gehalten worden ist, hat die Fakultät beschlossen, ihr den vollen Preis zuzuerkennen.

Verfasser dieser Predigt ist der stud. theol. Adolf Kreusler.

Für die von der juristischen und von der medicinischen Fakultät gestellten Aufgaben ist keine Bewerbungsschrift eingelaufen.

Die philosophische Fakultät hatte für das Jahr 1907 die beiden Aufgaben gestellt:

I. „Quomodo Demosthenis orationes VIII. IX. X inter se connexae et temporibus distinctae sint quaeratur".

II. „Auf Grund möglichst zahlreicher Profile im Gebiete des Selter und des Ith ist der Korallen-Oolith und der Kimmeridge in seiner verschiedenartigen Gesteins-Entwickelung und seiner Fauna zu schildern und mit der durch K. von Seebach und Struckmann aus der Nähe von Hannover beschriebenen Entwickelung zu vergleichen".

Es sind für die erste Aufgabe zwei Bearbeitungen, für die zweite eine rechtzeitig eingegangen.

Die geologische Arbeit, die mit dem Motto aus Alexander von Humboldts Vorwort zum Kosmos versehen ist: „Wer von einer echten Liebe zum Naturstudium und von der erhabenen Würde desselben beseelt ist, kann durch nichts entmutigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert", behandelt das gestellte Thema in vollem Umfange und selbst darüber hinaus. Eine ganze Reihe neuer Profile ist gefunden und eingehend geschildert, die Besprechung ist z. T. etwas zu ausführlich und könnte füglich etwas gekürzt werden. Die Fakultät hat der Arbeit den vollen Preis zuerkannt.

Als Verfasser ergibt sich: stud. rer. nat. Richard Wichmann aus Hamburg.

Von den beiden philologischen Arbeiten hat die erste mit dem Motto *ἀγαθῇ τύχῃ* sich nicht an das Thema gebunden, sondern geht mit beachtenswerter Energie daran, die Chronologie der Demosthenischen Reden von der sechsten bis zur zehnten neu zu fundamentieren; auch den Brief Philipps sucht der Verfasser anders zu datieren, als es bisher geschehen ist. Ueber das Verhältnis der 10. zur 8. Rede handelt er nur kurz, aber recht scharfsinnig. — Die z. T. recht sicheren Aufstellungen des Verf. sind keineswegs alle richtig, mehrere ohne weiteres abzuweisen: aber er hat zum mindesten das Verdienst, die vulgäre Chronologie der 8. bis 10. Rede mit sehr triftigen Gründen angefochten und eine andere an die Stelle gesetzt zu haben, die zu widerlegen schwer sein dürfte. Dagegen ist die Auffassung des Verhältnisses der drei Reden zu einander nicht glücklich. — Die lateinische Form ist knapp, klar, im wesentlichen korrekt; der Verf. weiß, was er will und geht frisch auf sein Ziel los: das beeinflußt aber den Stil. Trotz allen Mängeln verrät die Arbeit eine entschiedene Begabung wissenschaftlich zu kombinieren und zu beweisen und eine bei Anfängern nicht gewöhnliche Unerschrockenheit im Auf-

spüren der Probleme, sodaß die Fakultät nicht umhin gekonnt hat, ihr den vollen Preis zuzuerkennen.

Die Oeffnung des Couverts ergibt als Namen des Verfassers: stud. phil. Kurt Stavenhagen aus Riga.

Die zweite Arbeit, welche das Motto trägt: *καὶ οὕτω καθ' ἕκαστον θεόν, οὗ ἕκαστος ἦν χορευτής, ἐκεῖνον τιμῶν τε καὶ μιμούμενος εἰς τὸ δυνατὸν ζῇ*, hält sich streng an das Thema und beschränkt sich auf eine innere Analyse der drei Reden. Sie will nachweisen, daß sie alle drei aus der gleichen Debatte hervorgegangen sind, vermag freilich diese These nicht mit voller Schärfe durchzuführen, sondern versucht ab und zu kleine Zeitdifferenzen aufzudecken, wodurch ein gewisses Schwanken in die Beweisführung kommt. Die Erörterung ist breit und nimmt oft etwas als bewiesen an, was es nicht ist. Das tritt auch in dem letzten Abschnitt hervor, in dem erörtert werden soll, daß die Zusätze in der längeren Recension der 9. Rede von Demosthenes selbst herrühren; hier wird im Grunde nur immer dieselbe Behauptung wiederholt. Auf die Komposition der Reden ist der Verf. nicht eingegangen, auch nicht auf die geschichtlichen Verhältnisse; doch sind die Vorgänge, die den Reden voraus liegen, aus den Anspielungen des Demosthenes geschickt rekonstruiert. Die vom Verf. verfochtene These ist richtig, und er hat unzweifelhaft vieles zusammengebracht, wodurch das Verständnis, namentlich der 9. und 10. Rede gefördert wird. Das Latein ist sehr inkorrekt. Alles in allem aber ist die Arbeit eine wissenschaftliche Leistung, die Anerkennung verdient: die Fakultät has ihr ein Accessit erteilt, das dem Verfasser, wenn er seinen Namen kundgibt, mit Bewilligung des Herrn Kurators ausgezahlt werden wird.

(Genannt hat sich der stud. phil. Karl Fritsch aus Münden.)

Für das Jahr 1907/8 sind die folgenden neuen Aufgaben gestellt worden:

Von der theologischen Fakultät:

I. Für die wissenschaftliche Preisarbeit:

„Schleiermachers und Franks Darstellungen des christlichen Sündenbewußtseins sollen auf ihre Vereinbarkeit mit dem Entwicklungsgedanken geprüft werden".

II. Für die Preispredigt:

„Hebr. 13, 9: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade".

Von der juristischen Fakultät:

„Die Zulässigkeit des Rechtsweges nach dem im vormaligen

Königreich Hannover geltenden Rechte, verglichen mit dem durch die Verordnung vom 16. September 1867 geschaffenen Rechtszustande".

Von der medizinischen Fakultät:

„Es wird eine experimentelle Untersuchung darüber gewünscht, ob der überlebende Nerv in einer indifferenten, sauerstofffreien Flüssigkeit ebenso zur Erstickung (Aufhebung der Erregbarkeit oder Leitfähigkeit) gebracht werden kann, wie in einem indifferenten, sauerstofffreien Gase. Die Untersuchung kann an Kaltblüter- oder Warmblüter-Nerven ausgeführt werden".

Von der philosophischen Fakultät:

I. „Die in den Katalogen von Sanskrit-Handschriften und den in Indien veröffentlichten Berichten (Reports on the search for Sanskrit mss.) enthaltenen Auszüge aus indischen Werken enthalten viele für die politische Geschichte Indiens wichtige Angaben. Es soll der Versuch gemacht werden, diese Angaben kritisch zusammenzustellen und zu verwerten. Die Arbeit kann auf einen Teil der vorhandenen Kataloge und Berichte beschränkt werden, vorausgesetzt, daß diese vollständig ausgebeutet werden".

II. „Es werden entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen über den anatomischen Aufbau pflanzlicher Stacheln gewünscht, wobei das Verhalten der etwa vorhandenen Gefäßbündel besonders zu berücksichtigen ist. Die Untersuchung soll Pflanzenarten aus mehreren natürlichen Ordnungen betreffen und mit Hilfe von Serienschnitten ausgeführt werden. Die Verbreitung der sich ergebenden Typen im Pflanzenreich ist nach Tunlichkeit zu verfolgen, ihre Bedeutung für die Systematik zu erörtern".

Die Bedingungen des Preisbewerbes werden durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gegeben.

Indem ich mich anschicke, dem überlieferten Brauche unseres akademischen Tages gemäß einen kurzen Ueberblick über die wichtigsten Vorkommnisse aus dem Leben der Georgia Augusta im abgelaufenen Jahre anzuschließen, gedenk ich zunächst in ehrfürchtiger Trauer des Hinscheidens Sr. Kgl. Hoheit des **Prinzen Albrecht von Preussen**, Regenten des Herzogtums Braunschweig († 13. Sept. 1906), der, durch die huldvolle Entschließung Sr. Majestät des Hochseligen Kaisers Wilhelm I dazu berufen, seit dem Jubiläum des Jahres 1887 die Würde eines Rector magnificentissimus unserer Universität bekleidet hat.

Am Tage des Prorektoratswechsels vollzog sich zugleich die Neubesetzung der Stelle des Universitätsrichters, aus der nach 15-jähriger Wirksamkeit Herr Landgerichtsdirektor und nunmehr Landgerichtspräsident Bacmeister ausschied, um durch den Ersten Staatsanwalt am hiesigen Landgericht Herrn Günther ersetzt zu werden.

Am 1. Januar d. J. hat Herr Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Höpfner das Amt des Kgl. Kurators an der Georg-August-Universität niedergelegt, das er mit freudiger Hingebung durch 12 Jahre verwaltet hat, und in dem es ihm beschieden war, an wichtigen Neugestaltungen unseres Lehrbetriebs und unserer wissenschaftlichen Institute erfolgreich mitzuwirken. Sein Nachfolger Herr Geh. Oberregierungsrat Dr. Osterrath hat am gleichen Tage seine Amtstätigkeit begonnen.

In dem Professor der Philologie und der klassischen Archäologie Dr. Karl Dilthey, der am 4. März dieses Jahres verstarb, haben wir einen Gelehrten von reichstem Wissen und feinfühligem Verständnis der antiken Kultur verloren, eine vornehme Natur, die nicht immer so einsam gewesen ist, wie es wohl manchem in den letzten Jahren erscheinen mochte. — Der Tod raubte uns jählings den Assistenten Dr. Peter Geib aus Außig und endete früh das junge Leben des stud. jur. Bernhard Blendermann aus Bremen; weitere Todesfälle aus dem Kreise der Studierenden sind nicht zu unserer Kenntnis gelangt.

Zahlreiche Veränderungen haben sich im akademischen Lehrkörper vollzogen. Die durch die Fortberufung des Professor Kattenbusch nach Halle und des Professor Borst nach Würzburg abermals verwaisten ordentlichen Lehrstühle der systematischen Theologie und der pathologischen Anatomie sind: jener durch Professor Arthur Titius aus Kiel, dieser durch Professor Eduard Kaufmann aus Basel neu besetzt worden; die außerordentliche Professur für gerichtliche Medicin fand einen neuen Inhaber in dem Kgl. Kreisarzt Dr. Theodor Lochte. Als außerordentlicher Professor der deutschen Philologie, mit dem besondern Lehrauftrag für neuere deutsche Sprache und Litteratur, wurde Dr. Richard Weißenfels aus Berlin, früher Professor an der Universität Freiburg, herberufen.

Zwei unserer meistverdienten Senioren haben sich entschlossen, an der Schwelle ihres 71. Lebensjahres von der Leitung ihrer Institute zurückzutreten: die Direction der innern Klinik übernahm von dem Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ebstein mit Beginn des Wintersemesters der ordentliche Professor Wilhelm His von Basel, die

Leitung des geologisch-paläontologischen Instituts ging zu Ostern 1907 von dem Geh. Bergrat Prof. Dr. von Koenen auf den außerordentlichen Professor Joseph Pompeckj aus Königsberg über. Eine neubegründete Professur für Kinderheilkunde wurde dem Dr. Bruno Salge aus Dresden übertragen. Noch nicht wieder besetzt sind der Lehrstuhl der klassischen Archäologie und die Professur für physikalische Chemie, deren Inhaber Prof. Friedrich Dolezalek zur Uebernahme einer etatsmäßigen Professur an die technische Hochschule in Charlottenburg übergesiedelt ist.

Von weitern Fortberufungen sind zu melden: die des außerordentlichen Professors Erich Kallius, der als ordentlicher Professor und Direktor des anatomischen Instituts nach Greifswald ging, des Privatdocenten Dr. Max Friedrichsen, den Rostock, und des Privatdocenten Dr. Adolf Schulten, den Erlangen auf eine erste Professur berief, des Privatdocenten Dr. Emil Bose, der an der technischen Hochschule zu Danzig die Physik vertritt, und des Privatdocenten Dr. Conrad Borchling, der an der Kgl. Akademie zu Posen der deutschen Philologie eine erste Stätte bereitet.

Die medizinische Fakultät erweiterte und verjüngte ihren Lehrkörper durch die Aufnahme von nicht weniger als sieben Privatdocenten, die philosophische Facultät erteilte fünf jungen Gelehrten der mathematisch-physikalischen Fächer die venia legendi.

Besonders erfreulich ist es dem Berichterstatter, diesmal von Zuwendungen und Stiftungen zu melden, die unsrer Hochschule zu Teil geworden sind. Aus dem Nachlaß unseres Kollegen Dilthey haben das Archäologische Institut, die Gemäldesammlung und die Königliche Universitäts-Bibliothek wertvollen Zuwachs ihrer Lehrmittel, Bilder und Autographen zu erwarten. Dem philologischen Seminar kommt eine Stiftung zu Gute, welche Herr Julius Lachmann und seine Ehefrau zu Hamburg zum Gedächtnis ihres seinen Studien an unserer Universität jäh entrissenen Sohnes Edwin begründet haben. Und schließlich hat der Senat noch vor wenigen Tagen dem Magistrat und dem Bürgervorsteher-Kollegium der Stadt Göttingen seinen Dank aussprechen dürfen für die Begründung zweier Stipendien im Jahresbetrag von je 300 Mark, mit welcher die Väter dieser Stadt ihrer Freude über den Hochstand der Frequenz einen dauernden Ausdruck zu geben gewünscht haben.

Die Gesamtzahl der immatrikulierten Studierenden, die im verflossenen Winter 1944 betrug, ist in diesem Sommer, obwohl die Immatrikulation gegenüber dem Vorjahr etwas zurückging, auf 2004 gestiegen, wozu noch 55 Hörer und 121 Hörerinnen treten.

An der Steigerung des Besuchs unserer Hochschule sind diesmal ganz besonders die klassischen Philologen beteiligt, und ich hebe das gern hervor, weil dieser Aufschwung zeitlich zusammenfällt mit dem Entschluß eines hochverehrten Kollegen, den glänzendsten Anerbietungen der größten Universitäten gegenüber seine Wirksamkeit der Georgia Augusta zu erhalten. Auch sonst wäre mehrfach von treuem Ausharren im Göttinger Lehrberuf mit stolzer Freude zu berichten.

Möchte dieser Freudigkeit unserer Genossen im Lehramt allezeit der Boden ihres Schaffens mit guten Früchten lohnen. Den Forderungen dieses Bodens und den Forderungen der Zeit zu entsprechen ist die Kgl. Staatsregierung auch im abgelaufenen Jahre gewissenhaft bemüht gewesen. Wenn sich zur Zeit unsere Wünsche und Hoffnungen wohl mehr hervordrängen als unser Dank, so sind wir gewiß, daß die hohen Behörden darin den Eifer unsrer Arbeit und das Streben würdigen, dem Staate mit dem vollen Maße unserer Kraft zu dienen. Diese Versicherung und das erneute Gelöbnis der Treue aber fassen wir zusammen, indem wir uns in Ehrfurcht neigen vor dem höchsten Schutzherrn aller Friedensarbeit, indem wir uns vereinigen zu dem Rufe:

Seine Majestät der deutsche Kaiser, Wilhelm II, unser allergnädigster König und Herr, er lebe hoch! — und abermals hoch! — und immerdar hoch!